

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 21

Artikel: Reisebilder aus Sizilien [Fortsetzung]
Autor: Keller, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

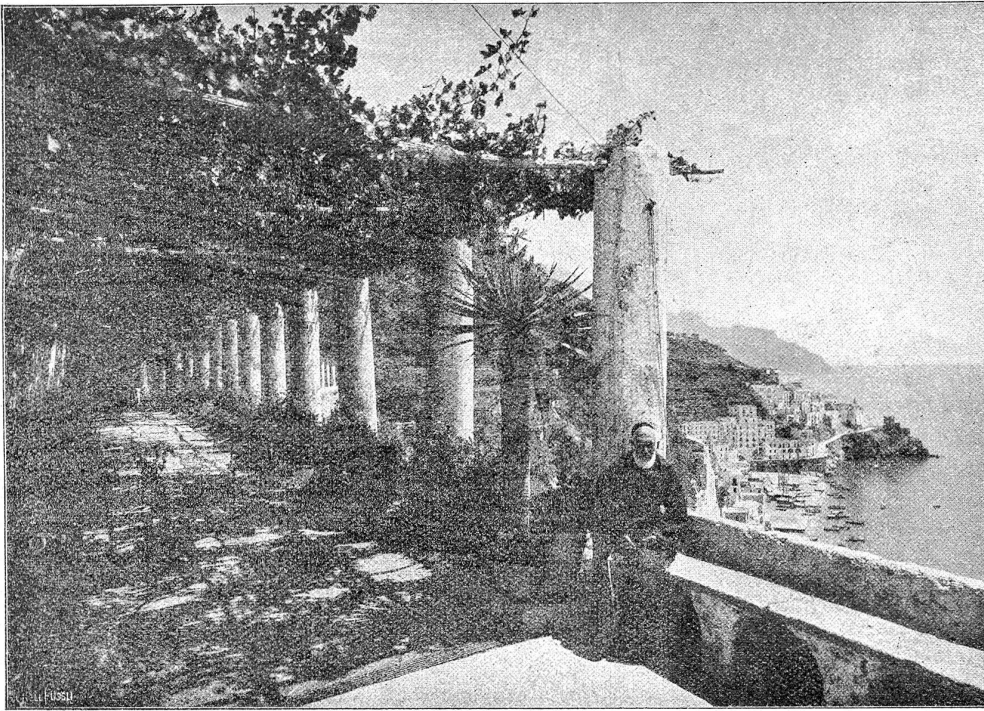
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die berühmte Pergola des alten Kapuzinerklosters bei Amalfi, durch Erdbeben zerstört.

Amalfi.

Italien ist am 26. März leththun um eine seiner Landschaftsschönheiten ärmer geworden. Amalfi, das herrliche Mittelmeerstädtchen, ist ein Ort wüster Zerstörung und das Grab vieler Menschen geworden.

Wenn man aus dem Hafen von Neapel ins offene Meer hinausfährt, sieht man an der weitgeschwungenen Uferlinie wie eine Perlenkette die Städte Pozzuoli, Posilip, Neapel, Torre del Greco, Torre d'Annunziata, Castellamare und Sorrent erglänzen, und wenn man zwischen der wilden Felsenküste der Halbinsel Sorrent und dem hochragenden Eiland von Capri hindurchgefahren ist, so wiederholt sich im Riesenhalbkreis des Golfes von Salerno dieses wundervolle Uferbild vor den entzückten Augen des Betrachters. Steil fällt hier der Berg zur Meeresküste hinab; kaum läßt er der Uferstraße Platz. Aber die Menschen haben sich hier eingeknistert wie die Schwalben an der Hausmauer. Sie haben den ganzen Berg terrassiert und Wege und Weinberge angelegt und Häuser hineingebaut, eines über dem andern, wie in Treppentufen. Und die Fremden haben sich hier hinzugebrängt, als ob sie in jedes dieser Felsenester hineingucken müßten. Ein Hotelpalast um den anderen suchte Platz zwischen den Fischerhäuschen und verdrängte sie mit breiter, fensterreicher Fassade. Sogar das altehrwürdige Kapuzinerkloster mit seiner berühmten rebenüberdachten Kolonnade (man vergleiche unsere Abbildung) mußte die Fremden herbergen und sich zu einem Hotel umwandeln lassen.

Heute steht just diese schönste Partie Amalfis nicht mehr. Zwischen dem Kapuzinerhotel und dem Städtchen ist der Erdbeben niedergegangen und hat alles mitgerissen ins Meer hinunter, was von Menschenhänden erbaut und nicht fest mit dem Felsen verwachsen war.

Man ist in Italien nachgerade an Erdkatastrophen gewöhnt. Jedes Jahr bebt die Erde vielleicht ein halbes Duzend Male und Vesuv, Stromboli und Aetna erinnern mit Lavaströmen und Aschenregen daran, daß Italien von junger geologischer Herkunft ist. Dazu kommt die Beschaffenheit der Gebirge in Süd- und Mittelitalien. Ihre Gesteine bestehen vorherrschend aus tonigen Felsarten, die rasch und leicht verwittern. Nach den regenreichen Wintermonaten, wenn sich das Wasser in den Felsenklüften angesammelt hat,

nach den Winterstürmen, die die Ufer unterwaschen haben, fängt da und dort die Erde an, lebendig zu werden. Kein Wald schützt eben hier die Abhänge vor dem fressenden Zahn der rinnenden Wasser; die Italiener früherer Epochen trieben sträflichen Raub am Walde; heute sind die Felsen nackt und kahl; kaum daß hier der Oleanderbusch oder die stachelige Agave Wurzel fassen kann. So waschen die Regengüsse die Humuserde vom nackten Felsen herunter, wo nicht der Mensch durch Schutzbauten das Wasser hemmt. Aber die Italiener weichen lieber den Naturgewalten aus; sie bauen ihre Siedelungen — zumal im heißen Süden — auf die Kalktafeln und an die Bergrücken hinauf, allwo ihre Dörfchen und Städtchen kleben wie Adlerhorste.

Die Leute von Amalfi indes haben der Natur getrotzt. Sie bauten ihre Häuser

hinein in die gefährlichen Runsen; sie sprengten Straßen- und Eisenbahntunnel und Galerien hinein in die Felsen; prunkvolle Säulengänge zogen die Fremden hinauf an die steilsten Hänge, um ihnen ihre wundervolle Aussicht auf das blaue Meer zu zeigen. Diese Kühnheit sollte nicht ungestraft bleiben. Die friedlichen Fischer unten am Strande, die hier seit Jahrhunderten ungestört ihre Netze warfen, sind mit in das Verderben hineingerissen worden.

An dem verhängnisvollen 26. März, um 5 Uhr früh, geriet der Erdhang ins Wanken; an 10 verschiedenen Stellen rutschten gewaltige Erdmassen ins Meer hinunter, alles mit sich reißend und unter sich begrabend. Die Häuser und Bäume wurden förmlich zerrieben; die Straße ist spurlos verschwunden. Das Dörfchen Vettica, nördlich von Amalfi, wurde ganz und gar zerstört. Viele Bewohner wurden im Schlaf erfaßt und in die Tiefe gerissen. Ihre Leichname ruhen noch jetzt im Meere oder unter den Trümmern. Bei 150 Menschen sind bei dieser Katastrophe ums Leben gekommen. Es wurden erschütternde Einzelheiten bekannt. Diejenigen Einwohner von Vettica, die sich retten konnten und nirgends die Möglichkeit eines Entrinnens sahen — die Straße war ja weggerissen — scharten sich um den Pfarrer, der oben in der Kirche zu beten begann. Erst nach langem Widerstreben ließen sie sich von den Carabinieri und Milizen einzeln von der Kirche zum Meere niederseilen. Wie von einem Brad zum Rettungsboot. Schredensszenen spielten sich überall ab: eine Frau kann sich retten, merkt, daß ihr Kind in Gefahr ist, stürzt zurück und wird von den Wassermassen fortgerissen; ein Priester wird in seinem Kirchlein beim Messelesen von dem heranbrausenden Erd- und Wasserschwall überrascht und verschwindet mit Altar und Kirche spurlos. Das Einzige, was dort im weitem Umkreise übrig geblieben ist, ist ein blühender Mandelbaum.

Reisebilder aus Sizilien.

Von Walter Keller. (Nachdruck verboten.)

5. Leben und Treiben im heutigen Girgenti. 3

Der folgende Morgen war ein Sonntag und wir stiegen zur Stadt hinauf, um das Leben und Treiben dort zu beobachten. Vor uns trippelte ein Fiel und hatte auf

beiden Seiten einen Korb hängen, worin je zwei hohe, gefüllte Wasserkrüge stecken. Auf dem Sattel saß der Bauer und trieb mit einem Stock das Tier an, das nach jedem Streich einige Hopsen nahm, aber bald wieder in den gemütlichen Gang einlenkte. Von der Höhe herab begegnete uns ein Maultier, mit Kisten, Schwefelsäcken, schmalen Weinfäßchen und einem Futterbündel reichlich genug beladen. Hintennach folgten auf einem einzigen Maulesel Mann und Frau und drei kleinere Kinder!

Die Straßen der heutigen Stadt Girgenti sind eng, aber wohl gepflastert, im Gegensatz zu Castelvetro. Auch macht die Stadt einen ziemlich wohlhabenden Eindruck. Läden und Werkstätten waren geöffnet, und eine Menge Landvolk drängte sich durch die Gassen. Ueber der Tür eines Hufschmieds sind statt jeglicher Worte einige Hufeisen, ein Ambos, Hammer und Zange gemalt. Am Eingang einer alten Weinschenke hingen anstelle eines Schildes zwei bauchige Strohlaschen mit weißem und rotem Wein gefüllt.

Gleich einer pompejanischen Wandinschrift stand an der Mauer eines Hauses mit großen, unbeholfenen Buchstaben zu lesen: ELETTORI VOTATE PER L'OPERAIO VINCENZO FERRARI. (Wähler, stimmt dem Handwerker Vincenzo Ferrari.)

An einer Ecke hat sich ein ganzer Trupp Leute versammelt. Andächtig hören sie einem Bänkelsänger zu, der in eleganten Oktaven die an die Wand gehefteten Moritatenbilder befangt, unter denen geschrieben steht: La Morte del Meschino: Der Tod des Schurken. Es sind die gleichen Ritter szenen, wie wir sie auch dort an den bemalten sizilianischen Karren auf dem Plage, wo das Municipium steht, wieder beobachten können.

Auf dieser Piazza kommen jeweils an Sonntagen die Bauern aus der Umgegend zusammen, lauter braune, gefurchte Gesichter mit etwas vorstehenden Backenknochen und wie alte Römer glatt rasiert und ohne Schnurbart. Schulter und Hals haben sie in ein graues, innen rotes Tuch gehüllt und über den Kopf eine schwarze Zipfmütze gestülpt.

Ähnlich wie im alten Rom und noch heute in ganz Italien und den südlichen Ländern überhaupt spielt auch hier das Leben viel mehr in der Öffentlichkeit sich ab. Die Leute stehen gern zusammen auf Straßen und Plätzen oder sitzen vor den Cafés. Bei dieser Gelegenheit werden die Bauern für die kommende Woche gedungen. Sie erhalten etwa 1.80 bis zwei Franken pro Tag ohne jegliche Verköstigung. Sie arbeiten von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang und sind gemüßsam. Ihr ganzes Essen besteht aus Oliven, Fencheln, Brot und im Herbst Zwiebeln. Bei dem mageren Lohn legen sie dennoch am Schluß des Jahres mehr auf die Seite, als bei uns Leute mit drei bis fünf Franken ersparen können.

Wir besuchten dann das kleine Museum, welches freilich außer einer ganz archaischen Apollostatue, einigen Sarkophagen, mehreren griechischen Vasen und Münzen nicht eben viel bietet.

Beim Hinaufsteigen zum Dom begegneten uns einige bildhübsche, schwarzäugige Mädchen, welche, die gefüllten Wasserkrüge frei auf dem Kopfe tragend, in ungezwungener und grazioser Haltung vorübergingen.

Vor den Häusern saßen die Frauen und trollten sich die Kinder und das ganze Familienleben wickelte sich in naivster Weise ab.

Kaum vermochte man vor der Enge der Gäßlein durchzukommen. Endlich gelangten wir zum Dom, der ziemlich auf dem höchsten Punkt der Stadt liegt und mit seinem Kirchturm die Häuser weit überragt. Das Innere des Domes war eben in Restauration begriffen, indem die alten Pfeiler und Bogen in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder freigelegt werden.



Sizilianisches Ständchen. (Phot. W. v. Gloeden, Taormina.)

Den kostbaren, antiken Sarkophag, auf dessen Außenseiten in vier Reliefbildern die Geschichte des Hippolytus nach der bekannten Tragödie des Euripides dargestellt wird, hat Goethe schon gesehen und beschrieben.

Merkwürdigerweise hat man von den Plätzen der Stadt wegen des engüberbauten Raumes wenig günstige Aussichtspunkte auf die Tempel. Für diesen Zweck ist die Besteigung der Rupe Atenéa oder Athenefelsens lohnender. Diese Akropolis fällt auf der Nordseite wie eine senkrechte Wand zur Tiefe, während sie sich gegen das Meer hin nur allmählich abdacht. Man erkennt von hier aus am besten, wie trefflich sich das große, ungefähr quadratische Plateau zur Gründung einer Stadt eignete, indem die Bodenbeschaffenheit an sich schon ringsum schwer ersteigbare Burgmauern und Bollwerke bot.

6. Die Schwefelminen von Girgenti.

Der Freundlichkeit unseres Padrone verdanken wir es auch, daß uns die Besichtigung einer Schwefelmine alten Systems in der Umgebung Girgentis ermöglicht wurde, denn ohne eine besondere Empfehlung sind diese nicht zugänglich.

Um der Hitze und der staubigen Landstraße zu entgehen, brachen wir in aller Morgenfrühe auf und wählten einen Höhenweg, der oberhalb des Campo Santo vorbeiführt zur Zolfára Lucia.

Der Weg verlor sich bald in schlechte Saumtierpfade, die über hügeliges und abschüssiges Terrain zu einem ziemlich tief eingeschnittenen Flußbett führen, über das natürlich weder Brücke noch Steg war.

Wir mußten also Steinblöcke herbeischleppen, sie ins Wasser werfen und so auf diesen Sprungsteinen aufs andere

Ufer zu gelangen suchen. Dann stieg der Weg wieder aufwärts. Wir begegneten einer Herde stattlicher Rinder. Der Hirt ritt zu Pferd und jagte mit einer Art Lanze die seitwärts in die Kornäcker eingebrochenen Stiere heraus.

Darauf kamen wir zu einem Olivenwalde mit hundert- und zweihundertjährigen Bäumen. Dahinter sahen wir in der Ferne den Rauch der Calcaroni oder Schmelzöfen aufsteigen und mochten nach etwa einer guten Stunde dort sein.

Der Leiter des Minenwerkes stellte uns auf unsere Empfehlung hin bereitwilligst einen Führer zur Verfügung. Wir stiegen mit diesem eine grell beschienene Steinhalde hinan, die aus der Schlacke ausgebrannter Schwefelblöde besteht. Da und dort befanden sich Eingänge zu den Minen und aus ihnen tauchten Jünglinge und Knaben hervor, höchstens mit einem Hemd bekleidet oder meist ganz nackt, von denen jeder einen großen Schwefelblock auf seiner Achsel trug.

Keuchend und in Schweiß gebadet trugen sie in langer Reihe ihre Blöde zu den Schmelzöfen. So sahen diese armen Geschöpfe aus wie jener Zug der dem Burgatorium entfliegenen Gestalten, welche zur Sühne für ihre Missetat ewig einen schweren Stein auf dem Rücken mit sich tragen müssen. (Dante, Purg. X—XI.)

Wir traten dann in einen dieser niedrigen, finstern Gänge ein und unser Führer leuchtete mit einem Dellämpchen voran. Dieser Gang war an einzelnen Stellen so eng, daß er einem Manne kaum Raum genug ließ und dann wieder so niedrig, daß wir uns ordentlich bücken mußten. Zudem ist der Boden glitschrig von dem oben herab tropfenden, übelriechenden Schwefelwasser.

Bald geht es bergan auf schlecht eingehauenen Stapseln, bald wieder hinunter auf schlüpfrigen Stufen, daß man sich an den Seitenwänden anklammern muß.

Alle Augenblicke erscheinen im Halbdunkel Reihen keuchender Knaben, von denen der vorderste auf seiner Mühe ein Dellämpchen befestigt hat. Nur dürftig mit einem Leinentuch bekleidet oder meist in völliger Nacktheit halten sie uns flehend die Hand hin, um einen Soldo zu bekommen. Wir taten unser Möglichstes. Allein ein paar Kupferstücke können die grenzenlose Not dieser Armen nicht hinwegbannen, sondern da muß von Grund aus umgestaltet werden.

Betroffen von dem traurigen Los dieser unseligsten und erbarmungswürdigsten aller Menschen, folgten wir dem Führer immer noch mechanisch nach.

Bisweilen geht es dann fast senkrecht in die Tiefe. Dort kreuzt ein unterirdischer Bach den Weg. Rechts und links öffnen sich Seitenstollen, aus denen dumpfe Hammerschläge hörbar werden. Darauf erklimmen wir in einer Art Wendeltreppe einen Saftstollen, in dessen Hintergrund engbrüstige, hohläugige und schweißtriefende Männer beschäftigt sind, mit einem Pickel Schwefelblöde aus dem Felsen zu lösen, wobei dann jedesmal giftige Gase sich befreien und das Atmen fast unmöglich machen.

Die Hitze aber steigt, je mehr man in dieses Labyrinth eindringt, denn nirgends öffnet sich ein Lichtschacht nach oben, nirgends kommt frische Luft herein. Man fühlt die Brust beengt von dem Schwefelgeruch und von der Feuchtigkeit.

Es ist entsetzlich! In diesem Grabesdunkel, erfüllt von stechendem Schwefeldampf müssen die armen Carusi die schönsten Jahre ihres Lebens verbringen. Wenn hier nicht Hunderte und Tausende junger Menschenleben binnen weniger Jahre aufgezehrt werden, so müßte es ein Wunder sein, da ja für Hygiene nichts getan wird und diese Minen von vorjintflutlicher Primitivität sind.

Es gibt ja freilich daneben auch Gruben, die mit schön geraden, wagrecht und senkrecht gebauten Stollen, mit Schienen, Rollwagen und Aufzügen versehen sind. Aber diese bilden vorderhand eine verschwindende Minderzahl.

(Schluß folgt.)

Die Solothurner Tracht.

In den letzten Jahren machen die Solothurner Heimatschützer, speziell der weibliche Teil unter ihnen, redliche Anstrengungen, ihre althergebrachte schöne Tracht wieder einzubürgern. Wie bei uns im Bernerland ging ihnen diese reizvolle Landes-Eigenart in den 80er Jahren, in der Zeit des plattesten Materialismus, verloren. Bis zu dieser Epoche hatte sich die Tracht, wenigstens die der Frauen, mit sinn-gemäßer Anpassung an den Zeitgeschmack erhalten gehabt.

Heute gilt es, im Kampf mit der Allweltmode den verlorenen Geschmack und die Freude an der überlieferten Landestracht wieder neu zu pflanzen und aufzubauen.

Ein gelungener Versuch in dieser Richtung war die Ausstellung solothurnischer Landschaften und Trachten, die im Osten in Olten durchgeführt wurde.

Die Hoffnung der Veranstalter, der Solothurner Heimatschutz-Vereinigung,

geht dahin, daß bald bei familiären und öffentlichen, festlichen und vaterländischen Anlässen die Frauen in der farbenreichen alten Tracht das Stadt- und Dorfbild fröhlich beleben möchten.

Die Solothurnertracht zeichnet sich durch eine geschmackvolle Schlichtheit aus. Schwarze Bantöffelchen, weiße Strümpfe, gefältete Juppen aus Leinen oder Wollstoff, schwarz bei Frauen, rot oder braun bei Töchtern, farbig besticktes und mit Sammetbändern eingefasstes Mieder und eine sogenannte Schnabelhaube als Kopfbedeckung, das sind die Hauptbestandteile der Tracht. Nicht zu vergessen, weil zur Solothurnertracht notwendigerweise gehörend, die beiden Schmuckstücke, das sogenannte „Dehli“, ein Anhänger aus feiner Filigranarbeit mit einem von farbigen Steinen umrahmten Medaillon — ursprünglich ein Amulett mit Heiligenbildchen, später ein Medaillon mit Miniaturporträts — das an der Halskette vor die Brust gehängt wird; ferner die Brautgürtel aus Silberspangen mit Hänger, die um die Taille und Hüfte getragen werden, wie unsere Abbildung zeigt. Die Solothurnertracht ist schmutz und fleckig und verdient es zweifellos, wieder zu neuem Leben erweckt zu werden.



Solothurner Tracht um 1830.

Schnabelhaube, appretierte Wollschürze. Original im Museum Bally-Prior, Schönenwerd.

† Alfred Beetschen,

gew. Schriftsteller und Redaktor.

Der am 1. März lezthm in Zürich verstorbene Schriftsteller und Redaktor Herr Alfred Beetschen war früher gelegentlicher geschätzter Mitarbeiter der „Berneer Woche“. Aeltere Abonnenten erinnern sich vielleicht seiner interessanten